

Ein serbischer Besuch bei Jacob Burckhardt

Autor(en): **Djordjevi, Miloš**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde**

Band (Jahr): **75 (1975)**

PDF erstellt am: **24.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-117871>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein serbischer Besuch bei Jacob Burckhardt

von

Miloš Djordjević

An einem Märztag des Jahres 1867, vermutlich am 25. März, erwies ein junger Serbe dem damals schon weithin bekannten Basler Historiker Jacob Burckhardt seine Reverenz – der erste und wohl der letzte Serbe, den er gesehen und gesprochen hat. Der junge Mann, der zu jener Zeit am Polytechnikum in Karlsruhe studierte, stammte aus einem humanistischen Haus; er war der Sohn des Dichters und Historikers Simeon Milutinović, des einzigen serbischen Dichters, der sich einer Rezension von Goethe rühmen durfte. Der Sohn, Dragutin mit Namen, verlor noch als Kind den Vater, wurde aber von einer sehr gebildeten Mutter erzogen. Nachdem er in Wien die Mittelschule absolviert hatte, studierte er als Staatsstipendiat in Berlin, dann in München und zum Schluß in Karlsruhe, wo er als diplomierter Architekt sein Studium abschloß. In die Heimat zurückgekehrt, tat er sich durch seine Arbeiten hervor und wurde zum Professor der Architektur an der Hochschule in Belgrad ernannt. Viele Bauten im Lande sind nach seinen Plänen errichtet worden, namentlich die Kirchen in mehreren Provinzstädten Serbiens. Die wichtigste wissenschaftliche Leistung Dragutin Milutinovićs war die Untersuchung mittelalterlicher serbischer Denkmäler, Klöster, Kirchen und Burgen, die er systematisch beschrieb und abbildete. Zusammen mit einem Kollegen hat er rund 400 Zeichnungen dieser Kulturstätten hinterlassen und manche darunter gewissermaßen der Vergessenheit entrissen. Die damalige Serbische Gelehrten-gesellschaft, aus der später die Serbische Akademie der Wissenschaften entstanden ist, wählte Milutinović zu ihrem Mitglied, und diese Würde behielt er danach auch in der Akademie. Neben seiner fachlichen Tätigkeit zeigte Milutinović Interesse für die Literatur, schrieb Kommentare zu sonst schwer verständlichen Dichtungen seines Vaters und gab dessen Geschichte Serbiens von 1813 bis 1815 in zweiter Auflage heraus.

Während seines Studiums im Ausland unterrichtete der junge Milutinović seine Mutter, der er viel zu danken hatte, von seinem Tun und Treiben. So ist ein Brief aus Karlsruhe aus dem Jahre 1867 erhalten¹, in dem er von seinem Ausflug nach Basel und seinem

¹ Der Brief befindet sich im Archiv des Literaturvereins Matica srpska in Novi Sad (Serbien).

Besuch bei Jacob Burckhardt berichtet. Der Brief ist vom 16. März datiert, jedoch nach dem alten Kalender, nach dem man damals in Serbien rechnete, da die Exkursion auf Mariä Verkündigung, also auf den 25. März fiel. Der Anlaß zu dieser kurzen Reise nach Basel war die Einladung eines Schweizers, der zusammen mit Milutinović in Karlsruhe Technik studierte. Dank einer im Nachlaß aufgefundenen Visitenkarte dieses Schweizers wissen wir seinen Namen: «Eduard Hübscher, stud. polyt., Basel». In einem Schriftstück im Staatsarchiv Basel-Stadt² kommt ein Eduard Hübscher vor, der 1845 geboren und 1893 gestorben ist, und nach einem Adreßbuch aus dieser Zeit besaß er eine Mechanikerwerkstatt in Basel³. Obwohl fünf Jahre jünger als Milutinović, kann dieser Eduard Hübscher mit ihm befreundet gewesen sein, denn ein anderer Basler gleichen Namens und entsprechender Lebenszeit war im Archiv nicht zu finden.

In seinem Brief berichtet Milutinović über seine Eindrücke von Land und Leuten, was kulturgeschichtlich Beachtung verdient, da uns von jener Zeit ein gutes Jahrhundert trennt. Sobald er in Basel Schweizer Boden betrat, bemerkte er einen Unterschied zu Deutschland: «Die französischen Spitzbärtchen und die französischen Uniformen» brachten ihm zum Bewußtsein, daß er sich nicht mehr in Deutschland befand. In der Stadt selbst, meint er, «erkennt man sofort, daß das Volk arbeitsam und handelsfreudig ist», und überall macht sich ein großer Wohlstand bemerkbar, «Glück und Zufriedenheit allenthalben». Daß in Basel ein großer Reichtum angehäuft war, schloß Milutinović daraus, daß «auf 40 000–45 000 Einwohner bis zu 80 Millionäre entfallen, wenn es nicht noch mehr sind», – eine Zahl, die schwer nachzuprüfen ist und die wahrscheinlich von Hübscher stammt, der offenbar zu den Halbinformierten gehörte, die gern übertreiben. Der Serbe wird wohl nicht nur im Hause seines Schweizer Freundes Eingang gefunden haben, denn nur so erklärt sich sein Ausruf: «Erst wenn man ein Basler Heim betritt, sieht man, was es in Basel alles gibt!» Doch bei allem Reichtum,

² Privatarhive 335 C.

³ Adreßbuch der Stadt Basel für das Jahr 1874, 63.

Herrn Dr. G. A. Wanner verdanken wir dazu die folgenden Angaben: Der Mechaniker Eduard Hübscher (1845–1893), verheiratet mit Luise Bossert, war der Sohn des Zimmermeisters Wilhelm Hübscher (1812–1887) und der Susanna geborenen Lichtenhahn. Einer seiner Brüder war der Zimmermeister, Baumeister und Architekt Wilhelm Hübscher (1844–1925), der sich 1873 mit Lucie Eleonore Alioth (1846–1919) verheiratet hat. Sie war als Tochter von Daniel August Alioth-Falkner die Schwester des Architekten August Maximilian (genannt Max) Alioth (1842–1892), des Freundes von Jacob Burckhardt. Eduard Hübscher dürfte somit vermutlich durch seine künftige Schwägerin oder ihren Bruder mit Jacob Burckhardt bekannt geworden sein.

bemerkt Milutinović, «herrschen hier gepflegtere Sitten, als man irgendwo in der westlichen Welt antreffen kann». Aber eben deshalb, heißt es weiter, «ist es schwer, Zugang zu einer Familie zu finden», was der Briefschreiber kaum aus eigener Erfahrung schließen konnte. Ihm fällt die große Zahl der Kirchen in Basel auf, so daß nicht einmal in allen Gottesdienst abgehalten wird. Und er wundert sich, daß trotzdem ein reicher Kaufmann eine Kirche hat erbauen lassen, deren Errichtung, will Milutinović wissen, «fünf Millionen Franken gekostet hat», und daß derselbe Kaufmann «der Stadt Basel 11 Millionen Franken zu verschiedenen humanitären Zwecken vermacht» hat, eine Behauptung, die der Wahrheit entspricht⁴.

Das Äußere der wohlhabenden Schweizer steht nach Milutinović im Gegensatz zu ihrem Reichtum, «wenn man sie betrachtet, so käme man nie auf den Gedanken, daß sie so vermögend seien, besonders in Anbetracht ihrer einfachen und gemäßigten Lebensweise». Damit hängt, meint der Briefschreiber, das Fehlen der «öffentlichen Vergnügungen» zusammen, nur hie und da ein Konzert lockt die Basler aus ihren Häusern heraus. «Ein ständiges Theater kann sich gar nicht halten, es kommen nur Schauspielertruppen zu Gastspielen», die sich dann kaum länger in der Stadt aufhalten. Anschließend macht Milutinović eine sonderbare Bemerkung: «In Basel wird es sozusagen als *Sünde* angesehen, das Theater zu besuchen», die Basler meinen, «es sei besser, in die Kirche zu gehen, als ins Theater, wo der Reinheit der Moral oft Schaden zugefügt wird». Aus einem Land kommend, wo es, kaum war das türkische Joch abgeschüttelt, Theateraufführungen gegeben hat, mußte er sich über solche Ansichten verwundern. Zwar gab er in einer gewissen Hinsicht den Baslern recht, im allgemeinen verwarf er, wie er sagt, «solche mittelalterlichen Ansichten». Nach Milutinović herrschte in Basel noch immer eine «übertriebene Frömmigkeit», die er unverständlicherweise als «ein Gebrechen» auffaßte, das «aus dem westlichen Bildungswesen hervorgegangen» sei, wie auch aus der Stellung der Kirche. Darum, meint er, «herrscht im Westen ein glaubensgesetzlicher Fanatismus», der den Serben fremd sei.

Es ist erstaunlich, wie vieles dem jungen Serben aufgefallen ist in der kurzen Zeit seines Aufenthaltes in Basel im Frühjahr 1867. Manches verdankt er sicher seinem Schweizer Freund, doch ausschlaggebend war sicher die angeborene Veranlagung zu beobachten und aus dem Gesehenen Schlüsse zu ziehen. Im zweiten Teil des Briefes zeigt sich das ebenfalls.

⁴ Cf. G. A. Wanner, *Christoph Merian*, Basel 1958, 412.

Als Sohn eines Dichters, der im Geist der Volkspoesie dichtete, dabei Student eines mit der Kunst verbundenen Faches, wird Milutinović wohl von dem auch außerhalb der Schweiz bekannten Historiker Jacob Burckhardt nicht nur gehört haben, sondern auch mit dessen Werken vertraut gewesen sein. Daher war sein Wunsch verständlich, daß er sich, einmal in Basel, die Gelegenheit nicht entgehen lassen wollte, dem namhaften Professor seine Aufwartung zu machen. Er schreibt der Mutter, Burckhardt sei «ein berühmter und hochangesehener Ästhet und Kenner der schönen Künste» und erwähnt seinen *Cicerone* und die *Geschichte der Renaissance* (Baukunst), die eben in diesem Jahr erschienen war. Das seien die allgemeinen Leistungen des Gelehrten. «Aber für uns Serben», schreibt Milutinović, «besitzt dieser Professor besondere Verdienste, weil er sich mit unseren Volksliedern befaßte.» Und diese Volkslieder, die Burckhardt aus den Übersetzungen von Talvj und Kapper kennenlernte, «begeisterten ihn so sehr, daß er im vergangenen Winter zwei öffentliche Vorträge über die Volkslieder hielt – und zwar mit solch einer Begeisterung und solch einem Einfühlungsvermögen, daß er dabei den serbischen Geist in den Himmel hob, wie mir diejenigen erzählten, die diesen Vorträgen beigewohnt hatten». Sonderbarerweise spricht Milutinović von zwei Vorträgen, dieweil es sich um einen Vortrag «Über die Heldenlieder der Serben» handelte, den Burckhardt am 20. November 1866 gehalten hat⁵. Der Irrtum kam wahrscheinlich daher, daß Burckhardt acht Tage später über ein ähnliches Thema gesprochen hatte, «Über Camoens und sein Heldengedicht». Der Vortrag also war Anlaß, daß Milutinović dem Professor seinen Dank aussprechen wollte. Er berichtet seiner Mutter von dem bei diesem Besuch geführten Gespräch, und da die Mutter des Deutschen kundig war, führt er Burckhardts Äußerungen in deutscher Sprache an. Auf seine Bemerkung hin, die Serben betrachteten ihre Volkspoesie als «Ewangelium unseres Wesens», sagte der Professor: «Ja, ich weiß es wohl, daß man bei Ihnen damit Figur macht; aber man hat recht! Ihre Volkslieder bilden für mich stets ein neues anregendes Studium. Die Übersetzung von Talvj ist die gelungenste Wiedergabe, die ich kenne usw.», Darauf sprach Milutinović von den vortrefflichen Übersetzungen serbischer Volkslieder ins Deutsche, was Burckhardt gefiel, «und er bemerkte, *ich* sei der *erste* Serbe, den er je gesehen habe».

Im weiteren Verlauf des Gesprächs kam Burckhardt auf die politischen Zustände in Serbien zu sprechen und meinte, «daß wir,

⁵ Cf. Miloš Djordjević, *Das serbische Heldenlied im Urteil Jacob Burckhardts*, Basel 1969.

nach unserem Geiste urteilend, *Aussicht auf die Zukunft haben*. – Nur fragt es sich, wie wird sich Rußland benehmen», soll Burckhardt hinzugefügt haben, sicher mit Rücksicht auf die damaligen russischen Aspirationen auf dem Balkan. Darauf bemerkte Milutinović, daß die Serben, trotz aller Sympathie für Rußland, niemals unter dessen Herrschaft geraten möchten und daß sie davon überzeugt seien, der ganze Westen würde sich für die Serben einsetzen, sollte das russische Kabinett so unpolitisch sein, unsere Lande besetzen zu wollen. Da meinte der Professor: «So ist es, ganz Europa würde Ihnen sicher beistehen. Das sind aber Fragen der Zukunft, vorläufig soll man sich bestreben, *alle* Serben in einen Staat zu vereinigen. Österreich und die Türkei können nicht Ihre Staatsbildung hintertreiben; die Türkei ist morsch und schwach, und Österreich ist ein Cadaver, der nicht durch Galvanismus ins Leben gerufen werden kann. Die Ungarn haben aber wirklich eine isolirte und traurige Lage – aber keine Zukunft trotz ihrer Großmachtgelüste, usw.» Damit hört Milutinović auf, Burckhardts Worte genau anzuführen. Die Äußerungen des Historikers zeugen von einer richtigen Beurteilung der politischen Lage Serbiens und seiner Belange. Eben im Jahrzehnt des Fürsten Michael Obrenović begann Serbien die Rolle Piemonts für die Südslawen auf dem Balkan zu übernehmen und stellte sich an die Spitze der nationalen Einheitsbewegung aller Serben. Fünfzig Jahre später, im Balkankrieg, zeigte sich, wie morsch die Türkei geworden war, und gleich danach im ersten Weltkrieg offenbarte sich die Schwäche der habsburgischen Monarchie, die mit dem Zusammenbruch und der Auflösung endete. Im Grunde hat sich alles so entwickelt, wie Burckhardt es, nach den Worten Milutinovićs, vorausgesehen hat.

Dem Bericht über den Besuch bei Burckhardt fügt Milutinović im Brief eine Art Charakteristik des Professors hinzu. Ihm war bekannt, daß Burckhardt Vorlesungen sowohl über Geschichte wie auch über Kunstgeschichte hielt, er wußte aber auch manches aus dem nichtberuflichen Leben des Gelehrten. «Er ist ein Kind Basels, die Basler sind sehr stolz auf ihn und nennen ihn mit Kosenamen ‚*Köby*‘ anstatt *Jacob*. Unter diesem Namen kennen ihn alle und lieben ihn.» Und nun teilt Milutinović etwas mit, was er nur von anderen hat erfahren können, nämlich Burckhardt sei «ziemlich wohlhabend nach Basler Begriffen, er ist einer der Millionäre! . . . und deshalb ist er auch ein Wohltäter der Stadt». Diese Ansicht ist ganz irrig, nichts als das Gerede der Leute. Denn nach der maßgebenden Meinung von Burckhardts Biographen Werner Kaegi besaß der Gelehrte damals ein Vermögen von etwa 150 000 Franken, war also bei weitem kein Millionär. Ebenso konnte er nicht der Wohl-

täter der Stadt in dem Sinne sein, wie es ein Christoph Merian war.

Am Ende des Briefes sind noch zwei bemerkenswerte Beobachtungen mitgeteilt. Milutinović schreibt, er habe bei den Schweizern die Feststellung gemacht, daß sie die Serben anders auffassen als die Deutschen in Deutschland es tun, die für die österreichische Bedrohung Serbiens und sein Streben nach Unabhängigkeit kein Verständnis haben. Und noch etwas ist Milutinović bei den Schweizern aufgefallen. «Es wundern sich die Schweizer über die serbischen Monarchien Serbien und Montenegro, Monarchien *ohne Adelstitel, ohne Orden* und *ohne Hofstaat*, in dem die Kirche kein Staat im Staate ist. . . » Diese Ansicht entsprach nur beschränkt der damaligen Sachlage. Bei den Serben der neueren Zeit gab es schon keinen Adel mehr, aber Verdienstorden wurden gerade zu jener Zeit in beiden Fürstentümern eingeführt und gestiftet, und einen Hofstaat gab es damals auch, wenn auch von bedeutend geringerem Ausmaß als an den großen europäischen Höfen.

In den sechziger und siebziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts haben mehrere junge Serben in der Schweiz studiert, sich dabei aber vornehmlich für die Zürcher Hochschule und nicht für die Basler Universität entschieden. So ist zu erklären, warum Dragutin Milutinović der erste Serbe war, den Burckhardt gesehen und kennengelernt hat. In dem Besuch des dankbaren Serben bei dem angesehenen Gelehrten und in dessen kurz zuvor gehaltenen Vortrag über die Heldenlieder der Serben dürfte man den Beginn der serbisch-schweizerischen Kulturbeziehungen sehen.